



Wenn der Freund quält Manche sagen's heil

ZEIT LITERATUR

Nr. 53
40. Jahrgang
Dezember 2005
Sonntagsbeilage

Weihnachts-Literaturbeilage: Auf 64 Seiten Bücher zum Verschenken und Selberlesen

Vergrößert
auf Seite 2.

Kollegin Casati von der *Süddeutschen Zeitung* führte zu- nächst ein Interview mit Matt Dillon, der die Hauptrolle in der Bukowski-Verfilmung *Felonus* spielt, die diese Woche in die deutschen Kinos kommt. Darin hat sie herzlich- send gehäffelt, Bukowski werde hiezula- nnde nur noch von deren gelinde, die jung und wütend seien. Sehr gut. Das macht mich jung. Und wütend.

Zwei Spalten später erzählt Casati von einer Lesung Bukowskis in der Markthalle Hamburg im Mai 1978. Zitat: «Strenge genommen war es wohl gar keine (Lesung). Die Markthalle war gerammelt voll. Bukowski saß auf der Bühne, und neben ihm war ein großer Kühlbehälter voller Schnaps aufgetaut. Am Ende der Lesung kam er alle Flaschen ausgehend, aber keinen Buchstaben vorgelassen. Woraufhin ein Teil- ment entrast.»

Matt Dillon: «Großartig!» Das ist natürlich alles Quatsch. Ja, das ist natürlich nur ein bisschen für Bukowski interessant, weißt, dass er zu diesem Zeitpunkt schon seit einem Jahrzehnt keinen Schnaps mehr trank, dass im Kühlbehälter zwei Flaschen Müller-Thurgau standen (er trank seit 1970 fast ausschließlich deutsche Weiß- wein oder mal neuen Franzosen), von denen die zweite halb voll blieb, dass er eine Stunde lang sehr konzentriert, ru- hig und gekostet Gedichte vorlas. Tu- mehr gib es auch nicht.

Aber die falsche Anrede zeigt das Problem auf: Mit Bukowski gliedert sich jeder schnell auszukennen – und wie peinlich sich viele seiner Gegner auch grünnen: Oft muss man sich für manche seiner blödsinnig-geräuschenden Freundschaften mit ihrer falsch verstandenen Liebe als Künstler erst recht erwidern, noch tiefer, bis hin zum Mittelpunkt der Erde schinken. Bukowski ist so was wie der Paoletti der Literaten. Man kann ihn auf oberster Ebene sofort verstehen, ohne kulturnähe beschlagen zu sein. Er war ungemein populär und erfolgreich, wurde aber von den vielen selbst er- nannten Freigeistern, dieser Pose der Kultur zu allen Zeiten, bedacht bis ver- schont, wurde als Publizist über an- erkannt denn als einer zu nehmender Schriftsteller. Bis eines Tages, wie längs im Fall Puccini, ein Unbekannter stan- det und man mit größtem Abstand die tiefsten Strukturen erkennt, die da mal sehr bewusst und nach allen Seiten reflektiv angelegt wurden.

Für ein neues Verständnis Bukowskis ist der jetzt erschienene Band *Schrei vom Balkon* unabdingbar. Dieses Buch ist sein *Haus an der* das wichtigste Buch von Bukowski überhaupt. Es ersetzt alle anderen unangenehm biographien, es ist ein Roman, ein Beichtmännchen, der Roman der zweiten Hälfte seines Lebens, geschrieben von einem der klügsten Au- sere, die ich je lesen durfte, und während ich hier Platz verschwende, würde ich lieber diese gesamte Zeitung dazu benutzen, um mindestens zwei

Ich bin mein eigener Rausch

In seinen Briefen zeigt sich Charles Bukowski lakonisch, witzig und sogar moralisch: Seine «Schrei vom Balkon» sind eine echte Entdeckung

VON HELMUT KRAUSSER



Charles Bukowski (1920-1994)

Drittel des Buches zu stieren. Allein schon sein (Angelspiel) Seite 276) Le- serschaft an die Redaktionen der *L. F. F. F.* enthält das Destillat einer treffend und menschlich scienzen hybrid-hy- perbolischen Epoche in all ihrer Über- trüchtigkeit. Lesen Sie das in der nächsten Buchausgabe! Sofort!

Mythen und Pose. Immer hab ich mich gefragt, irrwissel die ganze Show, die Bukowski bot, inszeniert oder gelebt war. Dieses Buch gibt eine klare, wenn auch nicht simple Antwort. Alles ist echt, wenigstens am Anfang, wenn er in jedem Brief wie in einem Roman geht («Alles ich und mein wieder mal ein Tag voll Niedergang und Verdammnis, die Pflanzen schaukeln und kochen und schweben in der ausgeatmeten Luft, und übern Flügelgitter kriechen die letzten zwei stupiden Fliegen des Sommers, deren es irgendwie nicht gelangen ist, eine Spinne zu finden und zu stiften. Me- ne 12 Wischen alte Tochter besah in Zimmer nebenn, ihre Schritte schrei- den in alles, was ich schreibe ...») wenn er in jede Zeile all seine Wut und Fan- tasie legt – aber die Selbstmythifikation, die Bukowski anfangs nur unbewusst benutzt, wird ihm immer bewusster,

und er wehrt sich nicht dagegen, weil er denkt, das es nur eine Strategie der Ein- heit wie, sich dagegen zu wehren. Bald hinter er seine Korresponden- ten darum, die von ihm geschriebenen Briefe zurückzusenden, er habe Ange- bene, diese zu veröffentlichen. Außer- dem schickte er zwar wüdhlich viele Ge- dichte ohne Kopie ab, Handzettel gehen so verloren, andererseits heft er sich jede Zeitung, jedes Magazin auf, in dem sein Name erwähnt wird.

Spannend zu lesen, wie da einzeln- dert versucht, die aufgrund seiner Le- gende an ihn gestellten Anforderungen zu unterlaufen, zu entkräften, und damit genau das Gegenteil erreicht, das aber nicht nur hinstimmt, sondern es sogar begründet. Kompliziert! Ja.

«Es klingt vielleicht komisch, aber etwas, das mir (im Film *Barfly*) nicht ge- fallen hat, war der Aufzug von Mickey Rourke. Die ausgelebte Hose, die am Boden schleift; die Haare, die ihm ins Gesicht hängen; das verdeckte Hemd und Unterhemd. Ich war zwar ein He- rumwobler, aber eines kann ich auch sa- gen, ich bin oft benehlt in die Pension gekommen und habe dort meine Klei- dungen in der Badewanne gewaschen und in meiner Badewanne über den Schließern gehängt. Das dauerte einen Tag, und so lange habe ich meinen zwei- ten Satz Kleider getragen. Meine Sa- chsen waren verknostet, aber sauber. Wie Rourke im Film hervorgehoben ist, das ging zu weit» (8. 12. 1992).

Natürlich gibt es viel Bukowski- Schrott. Was soll! Er weiß das selbst. «In den letzten zwei Wochen hab ich hunderttausend Gedichte geschrieben. Ein paar sind Schand, sieben oder acht sind unerblicklich» (25. 7. 1974).

Wie so viele Lyriker hat er schlicht alles veröffentlicht, was er schrieb, ohne zu selektieren, das hat er den Lesern überlassen. Akademie seinen Kalibern wei- sen eine weit höhere Schamgrenze auf. Was ihn von vielen Kollegen un- terscheidet, ist der gradehohe Blick auch auf die eigenen Schwächen. Niemanden hochhüpft er so oft wie sich selbst.

Jedweden Formalismen misstraut er und nennt doch den frühen Pound und Casati, neben seinen Hauptstimmern Hans, Céline, Fante, Hemingway, Kafka, Jeffers und Dostojewski, als prägende Leseführungen. Seine Poetologie ent- stehen aus den Vorbildern, ist reichlich stiltig, schreiben könne man nicht lesen, man müsse es trinken, nach dem Vorbild des Marquis gilt es, sich mit den Göttern zu messen und also zwangwei- se zu scheitern und geschunden zu wer- den, das jedoch mit Stil, indem man die Welt als skandalöse Komödie be- greift, in der bei allem Wahnwitz hier und da ein Schönheitsfleck liegt, der einen Blick lohnt. Oder ein Gedicht.

«Ich habe gerade die unsterbliche Lyrik der Jahrtausende gelesen und mich gelangweilt. Ich weiß nicht, woran es liegt, vielleicht am Worts. Aber ich spüre eine Menge Argwohn und alligen Gestoch: Sehr mal her, ich schreibe ein

Gedicht! Man muß die ganze Poesie ver- gessen; wir müssen das Rohmaterial her- sehen und die Farbe spitzeln lassen. Ich finde, ein Mensch mußler gezwun- gen sein, in einem Raum voller Tinten- schüssel zu schreiben (...). Natürlich scheitern wir alle, und wir brauchen kei- nen Faulker, der es uns sagt. Es wäre wahrhaft katastrophal gedacht, wenn wir uns einbilden würden, wir können Gott den Vorhang wegziehen und seine Visionen enthalten (...). Oder das Häuf- chen geistlicher Menschen. Uns Heile nur eine. Uns gegen die Flut zu stem- men, so gut wir können.»

Erst später findet er Verlöbter glück- lich langweilig. Verloren könnte jedes, das sei nicht. Besonders. Überlegen- gen eines Gewinns.

Wer Bukowski nicht liebt, der soll ruhig weiter Thomas Mann lesen

Wir erholen Eiblich in Kaffee und Manis, Verwaltung und Schöpfung, Alltag und Ekstase, Dampfpunk und Verweilung, Balun und Verstrang- Leidenschaft und Krankheit. Wir er- leben einen lakonischen, weinigen, ge- mütigen, ich traze reich kann, es nie- derschreiben, aber ja, ausnahmsweise hoch moralischen Ausse. Er ist sofort dane stiert: «Ich habe nicht viel von Moral, aber Anstand ist eine ganz gute Sache.» Das ist die wahre Moral, die sich scheut, das von Nietzsche denowitzte Wort in den Mund zu nehmen. Wir erleben auch den alten Ausse, der noch auf dem Computer (sein Jungbrunnen) rumtipp, der seinen Geruch befragt und mit Hilfe von Apurwos der Lesnis- te erkorenen will.

Es wäre interessant, sich mal zu über- legen, was dieser menschencheure und hypensensible, im Grunde schäme- rner Mensch geschrieben hätte, wäre er in eine wohlhabende Familie hineingeb- ren, hätte nicht angefangen zu trinken, hätte zu Erde studiert. Wie hätte das aussehen können? Und wollte man so etwas lieber lesen als das, was man von ihm bekommen hat? Für meinen Teil: Ich würde es lieber nicht riskieren.

Sehr zu loben ist Carl Weinert, des- sen Übersetzung diesmal um einiges fer- menter, raffinierter ausfällt, dem Reichtum des Originalvokabulars viel angemessener, als die früher oft allzu- schnoddrigen Formalismen, gerückt von einem Siebträger-Jargon, der heute stillerweise unangenehm zieht.

Wer nach Leserte diese Buchen den Menschen Bukowski nicht liebt, den Schriftsteller Bukowski nicht ver- ehrt, wenn nicht klar ist, dass hier eines der größten und originellsten Talente des 20. Jahrhunderts sein Leben kom- mentiert, möge fortan Thomas Mann lesen, bis ihm die Augen aus den Höhlen fallen.

Charles Bukowski *Schrei vom Balkon* Briefe 1958-1994, a.d. Engl. v. Carl Weinert; Herausgegeben von Seamus Cooney; Gingko Press, Hamburg 2005, 560 S., 24,90 €

Schrei vom Balkon - Charles Bukowski

ISBN: 3-927258-98-9
Lieferbar über Gingko Press
oder in allen Barsortimenten

Libri (7196156)
KNV (15030280)



Gingko Press Verlags, Hamburger Strasse 180, 22083 Hamburg
Tel. (040) 291425 - Fax. (040) 29105
gingkoprpress@t-online.de

Weihnachts-Literaturbeilage: Auf 64 Seiten Bücher zum Verschenken und Selberlesen

Kollegin Casati von der *Süd-deutschen Zeitung* führte neu-lich ein Interview mit Matt Dillon, der die Hauptrolle in der Bukowski-Verfilmung *Faktotum* spielt, die diese Woche in die deutschen Kinos kommt. Darin hat sie herablassend geäußert, Bukowski werde hierzulande nur noch von denen gelesen, die jung und wütend seien. Sehr gut. Das macht mich jung. Und wütend.

Zwei Spalten später erzählt Casati von einer Lesung Bukowskis in der Markthalle Hamburg im Mai 1978, Zitat: »Streng genommen war es wohl gar keine (Lesung). Die Markthalle war gerammelt voll, Bukowski saß auf der Bühne, und neben ihm war ein großer Kühlschrank voller Schnaps aufgebaut. Am Ende der Lesung hatte er alle Flaschen ausgetrunken, aber keinen Buchstaben vorgelesen. Worauffhin ein Tumult entstand.«

Matt Dillon: »Großartig!«

Das ist natürlich alles Quatsch. Jeder, der sich auch nur ein bisschen für Bukowski interessiert, weiß, dass er zu diesem Zeitpunkt schon seit einem Jahrzehnt keinen Schnaps mehr trank, dass im Kühlschrank zwei Flaschen Müller-Thurgau standen (er trank seit 1970 fast ausschließlich deutsche Weißweine oder mal roten Franzosen), von denen die zweite halb voll blieb, dass er eine Stunde lang sehr konzentriert, ruhig und gekonnt Gedichte vorlas. Tumult gab es auch nicht.

Aber die falsche Anekdote zeigt das Problem auf: Mit Bukowski glaubt sich jeder schnell auszukennen – und wie peinlich sich viele seiner Gegner auch gerieren: Oft muss man sich für manche seiner blökend-grölenden Freunde, die ihn mit ihrer falsch verstandenen Liebe als Künstler erst recht entwürdigend, noch tiefer, bis hinab zum Mittelpunkt der Erde schämen. Bukowski ist so was wie der Puccini der Literatur. Man kann ihn auf oberster Ebene sofort verstehen, ohne kulturell arg beschlagen zu sein. Er war ungemein populär und erfolgreich, wurde aber von den vielen selbst ernannten Feingeistern, dieser Pest der Kultur zu allen Zeiten, belächelt bis verachtet, wurde als Pubertätshilfe eher anerkannt denn als ernst zu nehmender Schriftsteller. Bis eines Tages, wie längst im Fall Puccini, ein Umdenken stattfindet und man mit genügendem Abstand die tieferen Strukturen erkennt, die da mal sehr bewusst und nach allen Seiten reflexiv angelegt wurden.

Für ein neues Verständnis Bukowskis ist der jetzt erschienene Band *Schreie vom Balkon* unabdingbar. Dieses Buch ist seit *Ham on Rye* das wichtigste Buch von Bukowski überhaupt. Es ersetzt alle ohnehin unsäglichen Biografien, es ist ein Roman, ein Briefroman, der Roman der zweiten Hälfte seines Lebens, geschrieben von einem der klügsten Autoren, die ich je lesen durfte, und während ich hier Platz verschwende, würde ich lieber diese gesamte Zeitung dazu benutzen, um mindestens zwei

Ich bin mein eigener Rausch

In seinen Briefen zeigt sich Charles Bukowski lakonisch, witzig und sogar moralisch: Seine »Schreie vom Balkon« sind eine echte Entdeckung

VON HELMUT KRAUSSER



Charles Bukowski (1920–1994)

Drittel des Buches zu zitieren. Allein schon sein (Anspieltipp! Seite 278) Leserbrief an die Redaktion der *L.A. Free Press* enthält das Destillat einer treffend und messerscharf sezieren hybrid-hysterischen Epoche in all ihrer Unerträglichkeit. Lesen Sie das in der nächsten Buchhandlung! Sofort!

Mythos und Pose. Immer hat ich mich gefragt, inwieweit die ganze Show, die Bukowski bot, inszeniert oder gelebt war. Dieses Buch gibt eine klare, wenn auch nicht simple Antwort. Alles ist echt, wenigstens am Anfang, wenn er in jeden Brief wie in einen Roman geht («Alles öde und mies; wieder mal ein Tag voll Nieselregen und Verdammnis, die Pflanzen schnaufen und keuchen und schwitzen in der ausgelagten Luft, und übers Fliegengitter kriechen die letzten zwei stupiden Fliegen des Sommers, denen es irgendwie nicht gelungen ist, eine Spinne zu finden und zu sterben. Meine 12 Wochen alte Tochter heult im Zimmer nebenan, ihre Schreie schneiden in alles, was ich schreibe ...»); wenn er in jede Zeile all seine Wut und Fantasie legt – aber die Selbstmythifikation, die Bukowski anfangs nur unbewusst betreibt, wird ihm immer bewusster,

und er wehrt sich nicht dagegen, weil er denkt, dass es nur eine Strategie der Eitelkeit wäre, sich dagegen zu wehren.

Bald bittet er seine Korrespondenten darum, die von ihm geschriebenen Briefe zurückzusenden, er habe Angebote, diese zu veröffentlichen. Außerdem schickt er zwar wirklich viele Gedichte ohne Kopie ab, Hunderte gehen so verloren; andererseits hebt er sich jede Zeitung, jedes Magazin auf, in dem sein Name erwähnt wird.

Spannend zu lesen, wie da einer dauernd versucht, die aufgrund seiner Legende an ihn gestellten Anforderungen zu unterlaufen, zu entkräften, und damit genau das Gegenteil erreicht, dies aber nicht nur hinnimmt, sondern es sogar begrüßt. Kompliziert? Ja.

»Es klingt vielleicht komisch, aber etwas, das mir [am Film *Barfly*] nicht gefallen hat, war der Aufzug von Mickey Rourke. Die ausgeleierte Hose, die am Boden schleifte; die Haare, die ihm ins Gesicht hingen; das verdreckte Hemd und Unterhemd. Ich war zwar ein Herumtreiber, aber eins kann ich euch sagen, ich bin oft benebelt in die Pension gekommen und habe dort meine Klamotten in der Badewanne gewaschen und in meiner Bude zum Trocknen über Stuhllehnen gehängt. Das dauerte einen Tag, und so lange habe ich meinen zweiten Satz Klamotten getragen. Meine Sachen waren zerknittert, aber sauber. Wie Rourke im Film herumgelaufen ist, das ging zu weit« (8. 12. 1992).

Natürlich gibt es viel Bukowski-Schrott. Was soll's? Er weiß das selbst. »In den letzten zwei Wochen hab ich hundertzehn Gedichte geschrieben. Ein paar sind Schund, sieben oder acht sind unsterblich« (25. 7. 1974).

Wie so viele Lyriker hat er schlicht alles veröffentlicht, was er schrieb, ohne zu selektieren, das hat er den Lesern überlassen. Ähnliche seines Kalibers weisen eine weit höhere Schrottquote auf. Was ihn von vielen Kollegen unterscheidet, ist der gnadenlose Blick auch auf die eigenen Schwächen. Niemanden beschimpft er so oft wie sich selbst.

Jedweden Formalismen misstraut er und nennt doch den frühen Pound und Catull, neben seinen Hausgöttern Ham-sun, Céline, Fante, Hemingway, Kafka, Jeffers und Dostojewskij, als prägende Leseerfahrungen. Seine Poetologie entstammt antiken Vorbildern, ist reichlich elitär, schreiben könne man nicht lernen, man müsse es müssen, nach dem Vorbild des Marsyas gilt es, sich mit den Göttern zu messen und also zwangsweise zu scheitern und geschunden zu werden, dies jedoch mit Stil, indem man die Welt als skatologische Komödie begreift, in der bei allem Wahnsinn hier und da ein Schmetterling fliegt, der einen Blick lohnt. Oder ein Gedicht.

»Ich habe gerade die unsterbliche Lyrik der Jahrtausende gelesen und mich gelangweilt. Ich weiß nicht, woran es liegt; vielleicht am Wetter. Aber ich spüre eine Menge Angeberei und affiges Getänzel: Seht mal her, ich schreibe ein

Gedicht! Man muß die ganze Poesie vergessen; wir müssen das Rohmaterial hernehmen und die Farbe spritzen lassen. Ich finde, ein Mensch müßte gezwungen sein, in einem Raum voller Totenschädel zu schreiben (...) Natürlich scheitern wir alle, und wir brauchen keinen Faulkner, der es uns sagt. Es wäre wahrhaft kurzschwänzig gedacht, wenn wir uns einbilden würden, wir könnten Gott den Vorhang wegziehen und seine Visage enthüllen (...) oder das Häufchen gebleichte Knochen. Uns bleibt nur eins: Uns gegen die Flut zu stemmen, so gut wir können.«

Erst später findet er Verlierer plötzlich langweilig. Verlieren könne jeder, das sei nichts Besonderes. Überlegungen eines Gewinners.

Wer Bukowski nicht liebt, der soll ruhig weiter Thomas Mann lesen

Wir erhalten Einblick in Kalkül und Manie, Verwaltung und Schöpfung, Alltag und Ekstase, Dumpfrunk und Verzweiflung, Ruhm und Verehrung, Leidenschaft und Krankheit. Wir erleben einen lakonischen, witzigen, gutmütigen, ich traue mich kaum, es niederzuschreiben, aber ja, ausnahmsweise: hoch moralischen Autor. Er sei sofort dazu zitiert: »Ich halte nicht viel von Moral, aber Anstand ist eine ganz gute Sache.« Das ist die wahre Moral, die sich scheut, das von Nietzsche desavouierte Wort in den Mund zu nehmen. Wir erleben auch den alten Autor, der noch auf den Computer (»sein Jungbrunnen«) umsteigt, der seinen Garten bepflanzt und mit Hilfe von Ayurveda der Leukämie entkommen will.

Es wäre interessant, sich mal zu überlegen, was dieser menschen-scheue und hypersensible, im Grunde schüchterne Mensch geschrieben hätte, wäre er in eine wohlhabende Familie hineingeboren, hätte nicht angefangen zu trinken, hätte zu Ende studiert. Wie hätte das aussehen können? Und wollte man so etwas lieber lesen als das, was man von ihm bekommen hat? Für meinen Teil: Ich würde es lieber nicht riskieren.

Sehr zu loben ist Carl Weissner, dessen Übersetzung diesmal um einiges facettenreicher, raffinierter ausfällt, dem Reichtum des Originalvokabulars viel angemessener, als die früher oft allzu schnoddrigen Formulierungen, getränkt von einem Siebziger-Jargon, der heute stellenweise unangenehm riecht.

Wer nach Lektüre dieses Buches den Menschen Bukowski nicht liebt, den Schriftsteller Bukowski nicht verehrt, wem nicht klar ist, dass hier eines der größten und originellsten Talente des 20. Jahrhunderts sein Leben kommentiert, möge fortan Thomas Mann lesen, bis ihm die Augen aus den Höhlen faulen.

Charles Bukowski: Schreie vom Balkon

Briefe 1958–1994; a.d. Engl. v. Carl Weissner; herausgegeben von Seamus Cooney; Gingko Press, Hamburg 2005; 560 S., 24,90 €